

Ordnungen globaler Macht

herausgegeben von

Eva Marlene Hausteiner  
Sebastian Huhnholz

Wissenschaftlicher Beirat:

Regina Kreide  
Herfried Münkler  
Andreas Niederberger  
Benedikt Stuchtey

Band 1

Eva Marlene Hausteiner  
Sebastian Huhnholz [Hrsg.]

# Imperien verstehen

Theorien, Typen, Transformationen



**Nomos**

Title page for *Novum organum scientiarum*, 1645, by Francis Bacon (1561–1626). \*EC.B1328.620ib, Houghton Library, Harvard University: Francis Bacon of Verulam / High Chancellor of England / *New Organon* (Beneath the galleon) „Many will travel and knowledge will be increased.“ Leiden, Holland: at the shop of Wyngaerden and Moiardum, 1645.

Dieser Band entstand im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 644 „Transformationen der Antike“, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-4753-5 (Print)

ISBN 978-3-8452-9118-5 (ePDF)

1. Auflage 2019

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2019. Gedruckt in Deutschland. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

## Vorwort zur Schriftenreihe

Im Fokus der Reihe „Ordnungen globaler Macht“ stehen Fragen inter- und transnationaler sowie imperialer Herrschaft – breit verstanden und multidisziplinär erforscht. Dies umfasst Fragen nach konkurrierenden Herrschaftsmodellen und ihren politischen Manifestationen in Geschichte und Gegenwart ebenso wie die mit ihnen verbundenen Ideen, Begriffe und Reflexionen.

Damit reagieren wir auf ein Defizit der insbesondere deutschsprachigen Publikationslandschaft: Zwar steht die Wirkmächtigkeit solcher Modelle und Ideen von der Antike bis in die Politik des 21. Jahrhunderts dank Forschungsfortschritten in den letzten zwei Jahrzehnten außer Frage, doch werden viele Debatten weiterhin isoliert voneinander ausgetragen. Potentiale im Austausch nützlicher Begriffsrepertoires, analytisch wertvoller Vergleichsfälle und ineinandergreifender methodischer Zugriffe bleiben so oft ungenutzt. Mit thematisch fokussierten Sammelbänden und Monographien in deutscher und englischer Sprache will die Reihe „Ordnungen globaler Macht“ diese Lücke schließen. Nicht allein die Politische Theorie und Ideengeschichte, sondern auch die Internationalen Beziehungen sowie die Geschichts- und Kulturwissenschaften wirken als Leitdisziplinen der Reihe zusammen, um die Erforschung machtgeprägter, asymmetrischer und imperialer Ordnungen, Ideen und Praktiken voranzutreiben. Ein Beirat renommierter ExpertInnen zu diesen Fragen aus mehreren (Teil-)Disziplinen wird uns bei dem Anliegen einer methodischen Offenheit bei gleichzeitigem programmatischen Fokus unterstützen.

Der vorliegende interdisziplinäre Band „Imperien verstehen. Theorien, Typen, Transformationen“ bildet den programmatischen Auftakt der Reihe. Das Buch eröffnet die Diskussion über globale Machtordnungen mit einer Bestandsaufnahme und Perspektivierung der aktuellen Erforschungen von Imperialität. Nach nunmehr einem Jahrzehnt intensiver Imperienforschung fragt er nach dem Nutzen, dem Innovationspotential, aber auch nach den Grenzen des Imperiumsbegriffs – und bringt konkurrierende und komplementäre methodisch-fachspezifische Zugriffe auf das Themenfeld Imperium und Internationale Ordnung miteinander ins Gespräch.

Wir möchten also mit der Reihe „Ordnungen globaler Macht“ wie auch dem Auftaktband ein neues Forum für Fragen globaler Machtordnungen über etablierte Fach- und Methodengrenzen hinweg eröffnen – und freuen uns auf künftige Debatten.

Eva Marlene Hausteiner und Sebastian Huhnholz

## Inhalt

Ordnungen imperialer Macht. Eine Bestandsaufnahme <i>Eva Marlene Hausteiner &amp; Sebastian Huhnholz</i>	9
Die internationale Wende in der Ideengeschichte <i>David Armitage</i>	39
Imperiale Ordnung. Die Governance-Leistung von Imperien <i>Herfried Münkler</i>	71
Europa als postsouveräner Raum. Über Imperialität, Großraumkonzepte und postsouveräne Herrschaft <i>Ulrike Jureit</i>	101
Fixing Missions: Überlegungen zu einem Typus des demokratischen Krieges zwischen liberalem Interventionismus und demokratischer Imperialität <i>Andreas Vasilache</i>	129
Imperialismus, Selbstbestimmung und der Aufstieg der Menschenrechte <i>Samuel Moyn</i>	169
Imperiale Metropolen und antiimperiale Politik im 20. Jahrhundert <i>Andreas Eckert</i>	199
Empires und Mobilität: Pandita Ramabai (1858-1922) und Blaise Diagne (1872-1934) <i>Ulrike von Hirschhausen und Jörn Leonhard</i>	225
Das Imperium schlägt (immer wieder) zurück: Imperien, Kolonialismus und Postkolonialismus im politischen System der Weltgesellschaft <i>Stephan Stetter</i>	255

- Stockwell*, A.J.: Leaders, Dissidents and the Disappointed: Colonial Students in Britain as Empire Ended, in: *Journal of Imperial and Commonwealth History*, 36(3), 2008, S. 487-501.
- Stora*, Benjamin: *Messali Hadji, 1898-1974*, Paris: Le Sycomore 1982.
- Sturm-Martin*, Imke: *Zuwanderungspolitik in Großbritannien und Frankreich. Ein historischer Vergleich, 1945-1962*, Frankfurt/Main u. New York: Campus 2001.
- Sukarno*: Opening address given by Sukarno (Bandung, 18 April 1955), in: *Asia-Africa speak from Bandung*. Djakarta: The Ministry of Foreign Affairs, Republic of Indonesia 1955, S. 19-29, unter: [https://www.cvce.eu/obj/opening\\_address\\_giv\\_en\\_by\\_sukarno\\_bandung\\_18\\_april\\_1955-en-88d3f71c-c9f9-415a-b397-b27b8581a4f5.html](https://www.cvce.eu/obj/opening_address_giv_en_by_sukarno_bandung_18_april_1955-en-88d3f71c-c9f9-415a-b397-b27b8581a4f5.html) [Zugriff: 20. August 2018].
- Thomas*, Dominic: *Black France. Colonialism, Immigration, and Transnationalism*, Bloomington: Indiana UP 2007.
- Tshimanga*, Charles et al. (Hrsg.): *Frenchness and the African Diaspora. Identity and Uprising in Contemporary France*, Bloomington: 2009.
- Vinson*, Robert T.: *The Americans are Coming! Dreams of African American Liberation in Segregationist South Africa*, Athens/OH: Ohio UP 2012.
- Webster*, Wendy: *The Empire Comes Home: Commonwealth Migration to Britain*, in: Andrew Thompson (Hrsg.): *Britain's Experience of Empire in the Twentieth Century*, Oxford: Oxford UP 2012, S. 122-160.
- Dies.*: *Englishness and Empire, 1939-1965*, Oxford: Oxford UP 2005.
- Weil*, Patrick: *La France et ses étrangers: L'aventure d'une politique de l'immigration*, Paris: Gallimard 1991.
- Weiss*, Holger: *Framing a Radical African Atlantic. African American Agency, West African Intellectuals and the International Trade Union Committee of Negro Workers*, Leiden: Brill 2014.
- Whittall*, Daniel: „In this Metropolis of the World We Must Have a Building Worthy of Our Great People“: Race, Empire and Hospitality in Imperial London, 1931-1948, in: Eve Rosenhaft u. Robbie Aitken (Hrsg.): *Africa in Europe. Studies in Transnational Practice in the Long Twentieth Century*, Liverpool: Liverpool UP 2013, S. 76-98.
- Wright*, Richard: *The Color Curtain: A Report on the Bandung Conference*, New York: World Publishing Company 1956.

## Empires und Mobilität: Pandita Ramabai (1858-1922) und Blaise Diagne (1872-1934)

Ulrike von Hirschhausen<sup>1</sup> und Jörn Leonhard<sup>2</sup>

Das Interesse an Empires hat sich in den letzten Jahren zu einem „imperial turn“ in der internationalen Geschichtswissenschaft verdichtet.<sup>3</sup> Gerade die Ungleichheit und Vielfalt, die historische Großreiche in besonderem Maße kennzeichneten, haben sie zu einem der lebendigsten Forschungsfelder der internationalen Geschichtswissenschaft gemacht. Denn seit dem Ende des Kalten Krieges stellt sich nicht nur die Frage der künftigen Weltordnung neu, auch die Erfahrung der Globalisierung ist mit tradierten Ordnungsvorstellungen der Nation nicht mehr zu fassen. Dies fordert zu neuen Ansätzen in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Empires auf, die über die historischen Grenzen der Großreiche hinaus führen.<sup>4</sup> Bislang gaben die staatlichen Grenzen historischer Großreiche meist auch die Grenzen der analytischen Beschäftigung vor. Ein genauer Blick auf indigene Akteure, die in den Empire-Narrativen der westlichen Historiographie bislang eher ein Randphänomen darstellen, macht jedoch deutlich, dass sich das „making and unmaking of empire“ nicht allein in nationalen, imperialen oder postkolonialen Perspektiven erschöpfte. Vielmehr griffen mobile Akteure, seien es Politiker, Missionare, Ärzte, Soldaten, Kaufleute oder niedere Beamte, häufig über die Grenzen ihres kolonialen Herkunftsraumes hinaus, um an anderen Orten und bevorzugt in den imperialen Zentren Erfahrungen zu sammeln, die ihr politisches, ökonomisches oder

---

1 Prof. Dr., Universität Rostock, Historisches Institut. Professur für Europäische und Neueste Geschichte. URL: <https://www.geschichte.uni-rostock.de/arbeitsbereiche/europaeische-und-neueste-geschichte/lehrstuhl/lehrstuhlinhaber/>.

2 Prof. Dr., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Historisches Seminar. Direktor des Lehrstuhls für Neuere und Neueste Geschichte Westeuropas und Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. URL: <http://romanisches-westeuropa.geschichte.uni-freiburg.de/personal/personen-leonhard>.

3 Vgl. *Ballantyne*, *Changing Shape of the Modern British Empire*; *Gosh*, *Another Set of Imperial Turns?*

4 Vgl. *Ballantyne/Burton*, *Imperien und Globalität*; *von Hirschhausen*, *A New Imperial History? Vgl. eine eindrucksvolle Umsetzung: Beverley*, *Hyderabad, British India and the World*.

kulturelles Handlungsreservoir erweiterten und sich in spezifischen Kontexten auch gegen die koloniale Ordnung einsetzen ließen.<sup>5</sup> Um diese individuellen Strategien im Umgang mit imperialer Herrschaft zu rekonstruieren und damit die Funktionsweise von Empires besser zu verstehen, reicht die Verbindung von Zentrum und Peripherie, mithin ein internalistischer Analyserahmen, nicht mehr aus. Vielmehr lassen sich solche Konstellationen nur durch eine neue Verknüpfung von kolonialen Peripherien, imperialen Zentren und denjenigen Orten jenseits der imperialen Grenzen erfassen, welche die Akteure selber wählten.

Wie sich Empires in solche erweiterten globalen Geographien, beispielsweise der politischen Machtbeziehungen, des Wissens oder der Religion, situieren lassen, ohne an historischer Tiefenschärfe zu verlieren, sucht dieser Aufsatz am Beispiel zweier Lebensläufe zu zeigen: der indischen Sozialreformerin, Feministin und Missionarin Pandita Ramabai (1858-1922) und des afrikanischen Politikers Blaise Diagne (1872-1934), deren Biographien in besonderem Maße von der Auseinandersetzung mit imperialer Herrschaft und globaler Moderne geprägt waren. Die Rekonstruktion ihrer Biographien kann zum einen dazu beitragen, die spezifische Rückwirkung imperialer oder globaler Mobilität auf die koloniale Lebenswelt besser zu verstehen.<sup>6</sup> Zum zweiten sind indigene Biographien eine von mehreren Möglichkeiten, um die Vorstellung von Empires als großflächigen Herrschaftsräumen zu relativieren, in denen primär weiße Protagonisten zwischen europäischen Metropolen und außereuropäischen Peripherien Kapital oder Güter bewegten, Kriege führten oder Wissen exportierten. Sie zeigen Empires vielmehr als Räume, in denen gleichzeitig und oft überlappend indigene Eliten alternative, inner- und transimperiale Netzwerke – wie internationale muslimische Gelehrtenzirkel, christliche Missionsnetzwerke oder schwarzafrikanische Emanzipationsbewegungen – herstellten und nutzten, um ihre spezifischen Ziele umzusetzen. Drittens geben indigene Akteure, die in dieser Weise mobil waren, Aufschluss über die spezifischen Realitäten der lokalen Mehrheitsbevölkerung, für die sie sich entweder einsetzten oder von deren Situation sie sich abgrenzten: „Singular lives intersect with wide patterns“<sup>7</sup>

Viertens schließlich baut eine indigene Biographik auf Grundprämissen der „imperial biography“ auf, die vor allem David Lambert und in

Deutschland Malte Rolf konzipiert haben, und entwickelt diese weiter.<sup>8</sup> Das Erkenntnispotential imperialer Biographien liegt vor allem darin, dass sie grundlegende Ordnungsvorstellungen, Mobilitätschancen und Repräsentationen jener Empires, in denen sie angesiedelt waren, exemplarisch abbilden können. Dadurch erfassen sie jedoch tendenziell eher die Zentrumspektive, welche die meist aus Europa stammenden Stationsvorsteher, Gouverneure, Offiziere, Ärzte, höheren Beamten, Experten oder Unternehmer in die Kolonien mitbrachten und auf ihren unterschiedlichen Stationen entsprechend veränderten. Die Lebensläufe mobiler indigener Akteure zu rekonstruieren, erlaubt es hingegen, die Veränderung in der Entwicklung von Empires aus der vermeintlichen Dichotomie von Kolonisierten und Kolonisatoren, von indigen und imperial, lokal und global herauszulösen. Gerade ihre Erfahrungen in Institutionen und Orten innerhalb und außerhalb des Empires, ihre Einbindung in Netzwerke und die Mitgestaltung von Bewegungen, die jenseits oder quer zur imperialen Herrschaft standen, führten oft zu Konfigurationen, die sich nicht im Entweder-Oder von westlicher oder indigener Handlungspraxis erschöpften. Vielmehr entwickelten diese Akteure oft neue, hybride Formen der Modernität, die in Konkurrenz zu imperialen Modernitätsvorstellungen treten konnten.

Die folgenden Fragen stehen bei der Rekonstruktion der Biographien von Pandita Ramabai und Blaise Diagne im Vordergrund: Was bedeutete in beiden Fällen inner- und transimperiale Mobilität? Wie entstand dadurch eine besondere Handlungsmacht? Welche biographischen Mobilitätsmuster ermöglichen die Partizipation an globalen Phänomenen und Reservoirs? Wie wurden diese Ressourcen im lokalen Kontext der kolonisierten Räume um- und eingesetzt? Welche Konsequenzen hatten diese Überschreitungen für die imperiale Herrschaftspraxis vor Ort und im Zentrum, und wo lagen die Grenzen der durch Mobilität gewonnenen Handlungsmacht?

### *1. Pandita Ramabai zwischen indischem Patriarchat, kolonialer Herrschaft und globaler Christlichkeit*

Die globale Mobilität, die Pandita Ramabai über drei Jahrzehnte hindurch an den Tag legte, war eine entscheidende Grundlage ihrer radikalen Position als Sozialreformerin, Feministin und christlicher Missionarin in Indi-

5 Vgl. Goebel, *Anti-imperial Metropolis*; siehe auch *von Hirschhausen*, *International Architecture as a Tool of National Emancipation*.

6 Vgl. *Lambert/Lester*, *Colonial Lives across the British Empire*; *Deacon/Russell/Woollcott*, *Transnational Lives*; *Davies*, *Decentering History*.

7 Siehe *Lambert/Lester*, *Colonial Lives across the British Empire*.

8 Vgl. *Rolf*, *Imperiale Biographien*; *Buchen/Rolf*, *Eliten im Vielvölkerreich*.

en zwischen 1880 und 1920.<sup>9</sup> Auf ihren Reisen und Auslandsaufenthalten entwickelte sie kulturelle Wissensbestände, knüpfte persönliche Netzwerke und gewann ökonomische Ressourcen, die ihren Handlungsraum in Indien weit über die Grenzen hinausshoben, welche Geschlechterhierarchie, Kastenzugehörigkeit und Religion ebenso wie Nationalität und koloniale Herrschaft vorgaben. Gleichzeitig engten genau jene globalen Ressourcen, welche sie für den Aufbau einer unabhängigen Bildungs- und Missionsanstalt im westlichen Indien mobilisierte, ihre Wirkung in der indischen Mehrheitsgesellschaft massiv ein und ließen sie am Ende ihres Lebens global vernetzt, von der Kolonialherrschaft weitgehend unabhängig, aber national isoliert erscheinen.

Ein erster Blick auf die Akteure des Feldes, auf dem Ramabai sich bereits als junge Frau zu etablieren vermochte, zeigt die unterschiedlichen Gruppen und Positionen, mit denen sie sich auseinandersetzen musste. Ihr Anliegen, die soziale Lage der indischen Frau zu verbessern, war Teil eines vielbeachteten, öffentlichen Reformdiskurses, der soziale, religiöse, nationale und imperiale Fragen berührte und deshalb gleichermaßen männliche indische Reformer, westliche Missionare, die britische Kolonialregierung und zunehmend auch indische Nationalisten auf den Plan rief. Für die Vielzahl nichtstaatlicher indischer Reformbewegungen, die um 1900 einen Höhepunkt sozialer Mobilisierung erreichten, war das Thema weiblicher Sozialreform ein bevorzugter Gegenstand.<sup>10</sup> Diese zivilgesellschaftliche Entwicklung war ein Ergebnis ebenso wie eine Antwort auf die staatliche Praxis der Kolonialherrschaft, welche weibliche Bildung und Rechtsstatus durch Gesetzesänderungen zu verbessern suchte. Das Gros der männlichen, indischen Reformer sah in der Verbesserung der sozialen Lage der Frau einen Hebel, der britischen Zivilisierungsmission einen eigenen Versuch indischer Zivilisation entgegenzustellen. So prangerte einer der führenden Reformer, M.G. Ranade, auf dem *Symposium of Hindu Domestic Reformers and Anti-Reformers* 1889 die soziale Isolierung minderjähriger Witwen als „Skandal (an), der jede gut regulierte Gesellschaft beschämen muss.“<sup>11</sup> Zugleich sahen sie in der Bildung von Ehefrauen und Müttern auch einen Weg, ihre politischen Vorstellungen in den häuslichen Be-

reich hineinzutragen, der dem kolonialen Zugriff überwiegend verschlossen blieb. Dadurch ergaben sich persönliche und institutionelle Verbindungen zu den entstehenden nationalen Vereinen, die sich um den 1885 gegründeten *Indian National Congress* gruppierten. Die Reformer wiederum suchten politische Legitimität auch durch ihr soziales Engagement für marginalisierte Gruppen und Kasten zu herzustellen, die aber die Vorherrschaft des Hindu-Patriarchats keinesfalls gefährden sollte.

Gleichzeitig war auch für die britische Kolonialregierung, unterstützt und gedrängt von imperialen Feministinnen in England, die Verbesserung der sozialen Lage der Frau ein bevorzugtes Aktionsfeld, um ihre Zivilisierungsmission konkret umzusetzen. Gerade hier, wo sich reale und fiktive Lagen teilweise überlappten, ließ sich die Vorstellung der britischen kulturellen Überlegenheit besonders sichtbar mit der Assoziation indischer Hilflosigkeit und Rückständigkeit kontrastieren.<sup>12</sup> Ähnlich zogen auch britische Missionare die Geschlechterhierarchie und das Bildungsgefälle in Indien als Argument für die Notwendigkeit sozialer Intervention und christlicher Bekehrung heran, indem beispielsweise die „Zenana“, der Frauen vorbehalten Teil des Hauses, als Kurzformel für die Unterdrückung der Frau proklamiert wurde. Mithin bewegte sich Ramabai, als sie 1878 ihren ersten öffentlichen Vortrag zur Situation indischer Witwen hielt, in einem politisch, religiös, sozial und geschlechtlich hochgradig verminten Feld.

Permanente Mobilität kennzeichnete bereits die Kindheit von Ramabai, die 1858 als Tochter eines brahmanischen Sanskrit-Gelehrten und seiner zweiten Frau, die er ebenfalls in Sanskrit unterrichtete, geboren wurde. Seit ihrer Geburt kannte sie nur ein Leben als Pilgerin, das die Familie über den gesamten Subkontinent führte: „Ever since I remember anything, my father and mother were always traveling from one sacred place to another, staying in each place for some months [...] visiting temples, and reading Puranas in temples.“<sup>13</sup> Dass Ramabai nach ihrer Ankunft in Kalkutta 1878 zur gefeierten Sozialreformerin und Gelehrten avancierte und hier den Titel *Pandita* (Göttin des Lernens) erhielt, verdankte sich zum einen ihrer Gelehrsamkeit als Sanskrit-Expertin, die sich umso mehr von den Normen der indischen Gesellschaft unterschied, da die Lektüre der religiösen Texte Frauen üblicherweise verboten war. Zum anderen gründete ihr gesellschaftlicher Erfolg auf dem Interesse einflussreicher indischer Sozialreformer und Nationalisten, eine weibliche Repräsentantin für die männlich dominierte indische Reformbewegung zu gewinnen, mit der

9 Die Literatur zu Ramabai ist umfangreich, jedoch oft hagiographisch. Vgl. jetzt v.a. eine Quellenedition mit biographischer Einführung: *Kosambi*, *Pandita Ramabai*. Siehe auch *dies.*, *Indian Response to Christianity, Church and Colonialism*; *dies.*, *Pandita Ramabai's educational and missionary activities*; *Shetty*, *Christianity*.

10 Vgl. *Watts/Mann*, *Civilizing Missions*.

11 M.G. Ranade, zitiert nach *Kosambi*, *Women, Emancipation and Equality*, S. WS43.

12 Vgl. *Burton*, *Burdens of history*.

13 Vgl. *Ramabai*, *Testimony of our inexhaustible Treasure*.

sich auch das Zivilisationspotential Indiens beweisen ließ.<sup>14</sup> Zwar erregte ihre Heirat mit einem Rechtsanwalt aus der niedrigeren Shudra-Kaste im Jahr 1880 sozialen Anstoß, doch als Ramabai zwei Jahre später verwitwet und als Mutter einer Tochter nach Puna zog, hofften auch die dortigen Reformzirkel, sie als Unterstützerin zu gewinnen.

In dieser zunächst noch offenen gesellschaftlichen Situation gründete Ramabai 1882 in Puna den Frauenverein *Arya Mahila Samaj*, dessen allgemeines Anliegen es war, „too free the gentlewoman of Bharat (India) from being subjected to blind traditional injustice (viz. Child-marriage, dependency due to ignorance and down-right slavery), and [...] to uplift them from their present regrettable state in religion, and virtue and custom, etc.“<sup>15</sup> Diese Anliegen stellten zentrale soziale Normen wie die Kinderheirat, die Fixierung der Frau auf bestimmte Bereiche des Hauses (zenana), das Verbot für Witwen, wieder zu heiraten, sowie die Ablehnung weiblicher Bildung massiv in Frage und schienen zunächst eine Allianz mit der Kolonialregierung nahezulegen. Tatsächlich nutzte Ramabai ihre Bekanntschaft mit britischen Missionaren wenig später für ihr Vorhaben, zum Studium nach England zu gehen, das sie durch die Publikation ihres ersten Buches „*Morals for Women*“ finanzierte.<sup>16</sup>

Die spezifischen Erfahrungen, die sie zwischen 1882 und 1884 als Insassin des anglikanischen Klosters *Community of St. Mary the Virgin* in Wantage sowie als Studentin und Lehrerin am *Cheltenham Ladies' College* in der Nähe von Oxford machte, begründeten indes eine anti-koloniale Einstellung, die ihre Biographie maßgeblich prägen sollte.<sup>17</sup> Die soziale Isolation, der Selbstmord einer indischen Begleiterin und der Einfluss der britischen Nonnen und Kleriker führten kurz nach ihrer Ankunft zum Übertritt in das Christentum. Statt sich in die anglikanische Hierarchie einzufügen, zettelte die Studentin theologische Debatten mit ihrem Umfeld an, die integraler Bestandteil indischer Traditionen gewesen waren und die Ramabai in England nun selber entfaltete und zu ihrer eigenen Inszenierung nutzte:

„I have a conscience of my own, and mind and judgement of my own [...] I have just with great effort freed myself from the yoke of the Indian priestly tribe, so I am not at present willing to place myself under

14 Vgl. *Watts/Mann*, *Civilizing Missions*.

15 *Prarthana samajacha itihās* (The history of the Prarthana Samaj), Bombay, zitiert in: *Anagol*, *Feminist Inheritances*, S. 530.

16 Vgl. *Ramabai*, „*Stree Dharma Neeti*“.

17 Zitiert nach *Burton*, „*Restless desire*“.

another similar yoke by accepting everything which comes from the priests as authorised command of the Most High.“<sup>18</sup>

Abb. 1. Globale Mobilität von Pandita Ramabai 1859–1924<sup>19</sup>



Während sie Teile der anglikanischen Glaubenssätze bejahte, lehnte sie andere wie den Glauben an eine unbefleckte Empfängnis oder die physische Auferstehung Jesu ab und verband diese selektive Christlichkeit mit indischen Traditionen wie Reinheitsvorstellungen und Essgewohnheiten sowie dem Beharren, die christlichen Texte in Maharathi zu übersetzen: „Our indian sisters will not find a single word in it that they know [...] Then why should we be kept in ignorance of our professed text?“<sup>20</sup> Ihre hybride Konstruktion eines indischen Christentums führte zunehmend zum offenen Konflikt mit den britischen Nonnen und Bischöfen. Während der Streit äußerlich vor allem um Fragen der Repräsentation von Religion geführt wurde, legte er strukturell auch Differenzen über das Ausmaß imperialer Herrschaft offen. Für die anglikanische Oberin bedeutete Kritik an der anglikanischen Orthodoxie zugleich Kritik am Empire, während Ramabai genau den Widerspruch zwischen der Proklamation christlicher Ideale und der Realität kolonialer Herrschaft öffentlich zuspitzte: „I very much doubt whether the English Government will make a change in the Hindu matri-

18 *Ramabai*, *Letters*, o. S.

19 Auf Basis der in diesem Aufsatz zitierten Quellen und Literatur hergestellt von der Autorin, UvH.

20 Pandita Ramabai an Sister Geraldine, Oktober 1884, zit. in *Burton*, „*Restless Desire*“, S. 85.

monial law, for it is dreadfully afraid of offending the men's feeling lest its profit and rule in India be endangered.“<sup>21</sup>

Kulturelle Ressourcen, die Ramabai durch ihren dreijährigen Aufenthalt in England entwickelte und die ihre Handlungsmöglichkeiten erweiterten, waren die neue Religion des Christentums, das sie eigenständig interpretierte, ein College-Abschluss in den Naturwissenschaften und die perfekte Beherrschung der englischen Sprache. Ihre Hoffnung „to wander freely all over the map“ hatte sich jedoch nicht erfüllt.<sup>22</sup> Die Begegnung mit britischen Missionaren, Klerikern und Pädagogen im Zentrum des Empires hatten vielmehr gezeigt, dass eine eigenständige Missionstätigkeit als „Indian preacher“ mit den Normen der anglikanischen und imperialen Mehrheitsgesellschaft nicht zu verbinden war.

Eine Einladung in die USA erreichte Ramabai im Herbst 1885 und damit genau zu dem Zeitpunkt, an dem sie in England keine weiteren Entfaltungsmöglichkeiten sah. Ihr persönliches Anliegen, Unterstützung für die Verbesserung der sozialen Lage der Frauen zu gewinnen, stieß in den USA auf das große Interesse feministischer und christlicher Eliten. Während die einflussreichen feministischen Zirkel der Ostküste in Ramabai die ideale Agentin sahen, um die gesellschaftliche Lage indischer Frauen zu verbessern, hatten die amerikanischen Missionsgesellschaften auch ein politisches Interesse, das Monopol der britischen Missionen durch eigene Hilfsorganisationen in Südasien zu brechen. Ramabai nahm ihren Wohnsitz in Philadelphia, von wo sie zwischen 1886 und 1888 eine extensive Reise- und Vortragstätigkeit innerhalb der gesamten USA bis nach Kanada entfaltete.<sup>23</sup> 1887 gründeten Ramabai und ihre amerikanischen Gesinnungsgenossen die *American Ramabai Association*, deren Vizepräsidentin Frances Williard, die Präsidentin der *Womens' Christian Temperance Union*, wurde. Binnen zweier Jahre entstanden 75 Niederlassungen der Gesellschaft auf dem ganzen Kontinent, die sich sukzessive nach Kanada, Australien und Neuseeland ausdehnte und ein Spendenvolumen von 60.000 \$ aufbrachte, das Ramabais Projekt eines Bildungs- und Missionswerks unabhängig von kolonialer und patriarchalischer Kontrolle finanziell absicherte.

Die Spenden gewann Ramabai einerseits durch ihre persönlichen Vorträge, andererseits durch ihre Aktivität als Schriftstellerin. Während sie zunächst noch auf die Unterstützung der *Womens' Christian Temperance Union* und anderer Vereine angewiesen war, konnte sie ihren USA-Aufenthalt ab

1897 durch Einnahmen aus ihrem zweiten Buch selber finanzieren: *The High Caste Hindu Woman*, das sie weit über Indien und die USA hinaus bekannt machen sollte und von den Zeitgenossen auch als feministisches Manifest wahrgenommen wurde.<sup>24</sup> In knapper, präziser und einer westlichen Lesern vertrauten Sprache beschrieb Ramabai die verschiedenen Lebensphasen indischer Frauen aus hohen Kasten, die sich durch die Begrenzung weiblicher Aktivität besonders rigide nach unten abzugrenzen suchten. Die Degradierung der indischen Frau wies Ramabai vor allem den brahmanischen Priestern und ihrer bewusst verfälschenden Interpretation der heiligen Texte zu und suchte sich hier auch als Sanskrit-Expertin zu profilieren. Den zentralen Gegner sah das Manifest im indischen Patriarchat, das die Kolonialregierung noch unterstützte:

„Our only wonder is that a defenceless woman [...] dared to raise her voice in the face of the powerful Hindu law, the mighty British government, the one hundred and twenty-nine million men and the three hundred and thirty million gods of the Hindus, all these having conspired together to crush her into nothingness [...] The English government [...] is only fulfilling its agreement made with the male population of India.“<sup>25</sup>

Mit diesem Buch gelang Ramabai eine Internationalisierung ihres Anliegens über die engeren christlichen Reformeliten der USA hinaus. Die erste Auflage von 9000 Stück war innerhalb des ersten Erscheinungsjahres ausverkauft, eine dritte Auflage erschien bereits 1888, weitere folgten und sorgten für die globale Verbreitung ihres Anliegens, als Ramabai selbst bereits wieder nach Indien zurückgekehrt war.

Die offene Aufnahme, der gesellschaftliche Erfolg und die finanzielle Unterstützung, die Ramabai in den USA erlebte, erklärte sich durch die Koinzidenz der Interessen ebenso wie durch das starke Maß an selektiver Wahrnehmung auf beiden Seiten. Ramabai ging in ihren 1889 veröffentlichten dritten Buch *The Peoples of the United States* vor allem auf die Institutionen der amerikanischen Demokratie, die Dichte zivilgesellschaftlicher Organisationen und die Rollenverteilung in der Familie ein und stellte die USA als westliches Modell für die künftige Entwicklung Indiens dar. Ihre besondere Wahrnehmung Nordamerikas als Vorbild für eine Modernisierung und Nationalisierung Indiens ebenso wie als nicht-imperiales Gegenbild zum Britischen Empire war jedoch primär ihren eigenen Interessen

21 *Shab*, Letters and Correspondence of Pandita Ramabai, S. 128.

22 Zitert in *Burton*, „Restless Desire“, S. 109.

23 Vgl. *Kosambi*, Ramabai's American Encounter.

24 Vgl. *Ramabai*, *The High Caste Hindu Woman*.

25 Ebd., S. 67.

geschuldet und zum Zeitpunkt der Veröffentlichung bereits Makulatur. Denn seit Mitte der 1880er Jahre gingen die USA selbst schrittweise zu einer imperialen Expansionspolitik über, die von einem aggressiven öffentlichen Nationalismus getragen wurde.<sup>26</sup> Diese imperiale Politik nach außen, die sich seit den 1880er Jahren in der Politik der „open door“ in China äußerte wie 1898 in der Annexion Hawaiis, blendete Ramabai in ihrem Buch ebenso aus wie den gesellschaftlichen Rassismus im Inneren, obgleich sie in den USA mehrere schwarze Aktivisten getroffen hatte.

Für diese Wahrnehmung war das Fehlen einer direkten imperialen Hierarchie zwischen den USA und Indien ebenso verantwortlich wie ihr eigener Wunsch nach personeller und ökonomischer Unterstützung. Ebenso selektiv war die Wahrnehmung der amerikanischen Seite, die in Ramabai vor allem die ideale Vermittlungsinstanz feministischer und christlicher Agenden in Südasien sah. Für sie schien Ramabai „westliche Zugehörigkeit“ durch Religion, Sprache und Bildung mit „orientalischer Fremdheit“ durch Herkunft, Kultur, Kleidung und ihr inhaltliches Programm zu verbinden. Ihre helle Hautfarbe, graue Augen und eine attraktive Erscheinung trugen dazu bei, dass führende Protagonisten der amerikanischen Eliten sie als „one of us“ wahrnahmen, wie die amerikanische Schriftstellerin Caroline Healy Dall es beschrieb: „Ramabai is strikingly beautiful – Her white widow’s saree is drawn closely over her head [...] There is nothing else about her to suggest the Hindu.“<sup>27</sup> Mit der vermeintlichen Abwesenheit einer imperialen und rassistischen Dimension suchte schließlich auch die britische Zeitschrift *Echo* Ramabais amerikanischen Erfolg retrospektiv zu erklären:

„It was not until her foot touched American soil, that enthusiasm, practical and permanent, was enkindled to herself and her cause [...] we look upon the Hindu-woman as one of a conquered race, a dweller in our Indian dependency. The American regards her as an equal and a comrade.“<sup>28</sup>

26 Vgl. *Ninkovich*, *The United States and Imperialism*.

27 Carline Healy Dall, zitiert in: *Kosambi*, *Life and landmark writings*, S. 122.

28 *Echo*, 24.11.1892, zitiert in: *Kosambi*, *Ramabai’s American Encounter*, S. 19.

Abb. 2. *Pandita Ramabai ca. 1886.*<sup>29</sup>



Nach einem fast dreijährigen Aufenthalt in den USA kehrte Ramabai 1888 nach Indien zurück. Mit den eingeworbenen Spenden baute sie in Kedgaon, in der Nähe Punas, die sogenannte *Mukti-Mission* auf, eine Bildungs- und Missionsanstalt, in der bedürftige oder sozial isolierte indische Frauen wohnen konnten, im Krankheitsfall gepflegt wurden, die Schule besuchten und oft eine Berufsausbildung, meist als Lehrerin, Hauswirtschafterin oder im Textilgewerbe, erhielten. Auf die großen Agrarkrisen und Pestepidemien, die das westliche Indien in den 1890er Jahren erschütterten, reagierte Ramabai mit einer sozialen Ausweitung ihrer ursprünglichen Zielgruppe und nahm zunehmend Frauen aus unteren Sozialschichten auf. Der Kauf eines großen Grundstücks aus westlichen Spendengeldern ermöglichte sowohl eine gesonderte Behandlung und Unterbringung der unterschiedlichen Gruppen als auch eine weitgehende Subsistenzwirtschaft durch den Betrieb von Nutzflächen, Tierzucht und Obstgärten. Um 1905 stellte die *Mukti-Mission* ein großes, komplett von Frauen geleitetes und bewohntes Unternehmen mit über 2000 Mitgliedern dar, das ökonomisch

29 Ramabai in den USA, circa 1886, Abbildung in *Kosambi*, *Life and landmark writings*, S. 123.

misch weitgehend unabhängig von der indischen Mehrheitsgesellschaft ebenso wie von der kolonialen Verwaltung der Bombay Presidency war.

Die Berufsausbildung, welche die *Mukti-Mission* anbot, ermöglichte es den Insassinnen potentiell, ihren Lebensunterhalt selbstständig zu verdienen. Dies war mit der herrschenden Geschlechterhierarchie indes unvereinbar und erregte entsprechend öffentlichen Anstoß. Auch Ramabais publizistischer Einsatz für die gesetzliche Heraufsetzung des Alters für Sexualverkehr von 10 auf 12 Jahre verschärfte den Konflikt mit den Hindu-Eliten, die den Status quo erhalten wollten. Ihr radikales feministisches Programm, das auf Geschlechterparität, weibliche Bildung und ökonomischen Selbsterhalt abzielte, ebenso wie ihr zunehmender Fokus auf christlicher Bekehrung machten sie zeitweise zum öffentlichen Feindbild des konservativen Hindu-Patriarchats, das die Mission als „venture of this female padre“ anprangerte, „to set afore the ancient religions of her compatriots with the help of foreigners.“<sup>30</sup> Mit der Verlagerung ihrer sozialen Zielgruppen auf Unterschichten und ihrer ökonomischen Autonomie geriet Ramabai nach 1900 zunehmend aus dem Blickfeld der Hindu-Eliten und war nach dem Ersten Weltkrieg innerhalb der indischen Mehrheitsgesellschaft zur Randfigur geworden.

Die Realisierung einer so großen und global vernetzten Bildungs- und Missionsanstalt veränderte auch ihre Beziehung zur indischen Kolonialregierung. Ein wesentlicher Konfliktpunkt war in den 1890er Jahren der koloniale Umgang mit den Pestepidemien im westlichen Indien gewesen. Die drakonischen Maßnahmen des *Special Plague Commitee*, die mit Hausdurchsuchungen, Massenevakuierungen, Familientrennungen und Missachtung religiöser Stätten einhergingen, provozierte Massenunruhen und anti-koloniale Ressentiments, die Ramabai mit vorantrieb. Unter dem Eindruck der Evakuierung ihres eigenen Missionswerkes veröffentlichte sie scharfe Kritiken an der britischen Kolonialregierung, die 1897 zunächst im liberalen *Bombay Guardian* veröffentlicht wurden und kurz danach im *House of Commons* in London diskutiert wurden. Dass Ramabai weiterhin jede Einmischung der örtlichen Kolonialbeamten ablehnte und dies auch durchsetzen konnte, erklärte sich tendenziell mit der Deckungsgleichheit ihrer religiösen Interessen und denen der britischen Verwaltung. Als die britische Kolonialregierung nach 1918 neue Bündnispartner in der indischen Gesellschaft suchte, geriet auch Ramabai ins Visier der Kolonialbeamten und wurde 1919 mit der Kaisar-i-Hind-Medaille, einem hohen kolonialen Orden, ausgezeichnet.

Die äußere Unabhängigkeit von der indischen Mehrheitsgesellschaft wie von der britischen Kolonialregierung ging jedoch mit weitgehender ökonomischer Abhängigkeit von westlichen Spenden einher. Während Ramabais Anliegen einer radikalen weiblichen Sozialreform und eines indigenen Christentums sie in den tonangebenden Hindu-Milieus Indiens weitgehend isolierten, integrierten sie sie gleichzeitig in ein globales Netzwerk christlicher und feministischer Organisationen. Primär amerikanische, britische und skandinavische Missionarinnen, Ärztinnen und Reformpädagogen arbeiteten meist mehrere Jahre in Kedgaon und engagierten sich auch danach für den ökonomischen Erhalt der Mission, was einen kontinuierlichen Austausch in Gang brachte. Umgekehrt reisten indische Repräsentantinnen der Missionsanstalt immer wieder ins Ausland, so Ramabais Tochter Manorama 1902 nach Neuseeland und Australien, um dort Unterstützung zu organisieren. Diese personellen Netzwerke sicherten wiederum die notwendigen Spenden, die mit dem wachsenden Bekanntheitsgrad der Mission aus Indien und den USA sowie aus Kanada, England, Irland, Australien, Neuseeland, Hawaii, Ägypten, China und Ceylon eintrafen.<sup>31</sup>

Ramabai stärkte die enge Einbindung der Mission in globale Netzwerke, welche die Mission wirtschaftlich, personell und ideell unterstützen, zunehmend durch ihre Konzentration auf evangelikale Themen wie das der Erweckung. Erweckungserlebnisse waren ein zentrales gemeinsames Band der zeitgenössischen Pfingstbewegung, die als Teil des missionarischen Aufbruchs des 19. Jahrhunderts eng mit der Hochzeit des Kolonialismus verflochten war. Marginalisierte und kolonisierte Gruppen nützten Erweckungserlebnisse bevorzugt zur Mobilisierung eines eigenständigen Christentums, mit dessen Emotionalität und Mystik sie sich bewusst von den etablierten Kirchen abgrenzen konnten. Ramabai war 1898 nach Keswick/England gereist, um an der dortigen Weltkonferenz evangelikaler Christen teilzunehmen und hatte seitdem systematisch „camp meetings“ in der *Mukti-Mission* organisiert, um eine Erweckung vor Ort gleichsam „vorzubereiten.“ 1906 und 1907 kam es dort zu einer Massenerweckung von Hindu-Frauen und Christinnen, die global kommuniziert und wahrgenommen wurde.<sup>32</sup> Das Ereignis wurde von der evangelikalen Öffentlichkeit als Bindeglied zwischen den Eckdaten der globalen Bewegung situiert, einer Massenerweckung in Wales 1904, die über 100.000 Minenarbeiter zur Bekehrung geführt hatte, sowie dem sogenannten *Azusa Street Revival* eines schwarzen Pastors in Los Angeles 1907, das in Asien und Afrika enor-

30 Kesari, 28.8.1893, zitiert nach *Kosambi*, Life and landmark writings, S. 193.

31 Vgl. *Kosambi*, Life and landmark writings, Kap. 6.

32 Vgl. dazu v.a. Suarsana, Ramabai und die Erfindung der Pfingstbewegung.

men Widerhall fand. Entsprechend stellte die amerikanische Zeitschrift „Word and Work“ die globale Reichweite des Phänomens heraus: „First Wales, then in India, and afterwards in America.“<sup>33</sup>

In ihren Missionsbriefen dieser Jahre stellte Ramabai einerseits diskursiv die Kontinuität mit Wales und Los Angeles her und propagierte andererseits ein dezidiert unabhängiges indisches Christentum, das von westlichen Praktiken und Missionaren unabhängig sei:

„Let them not try to conduct revival meetings and devotional exercises altogether in Western ways and conform with Western etiquette. If our Western teachers and foreignized Indian leaders want the work of God to be carried on among us in their own way, they are sure to stop or spoil it.“<sup>34</sup>

Doch mit genau diesen Praktiken, der Einordnung des Ereignisses als Teil einer weltweiten Erweckung und der Konstruktion eines eigenständigen, lokalen Phänomens, ordnete sie sich ganz in die internationale Pfingstbewegung des frühen 20. Jahrhunderts ein und trug dazu bei, dass die entlegene *Mukti-Mission* bis weit nach ihrem Tod als zentraler Handlungsort auf der evangelikalen Landkarte der Welt wahrgenommen wurde.

Als Pandita Ramabai 1922 starb, hinterließ sie ein Missionsunternehmen, das bereits quantitativ das Potential indigener Mission belegte: Über 2000 Frauen, überwiegend konvertierte Hindu-Frauen aus unteren Schichten, lebten und arbeiteten in der Bildungs- und Missionsanstalt. Für die Realisierung dieses radikal feministischen wie evangelikalen Unternehmens war die globale Mobilität, die Ramabai zwischen Indien, Großbritannien und den USA entfaltet hatte, eine zentrale Voraussetzung. Ein Studienaufenthalt in England hatte ihre anti-koloniale Einstellung begründet, die sich konkret in öffentlicher Kritik an der Kolonialverwaltung wie in der Ablehnung jeder Intervention vor Ort niederschlug. Gleichzeitig erschloss ihr der Aufenthalt kulturelle Ressourcen wie die Beherrschung der englischen Sprache und die Konversion zum Christentum, die für die Ausweitung ihres Handlungsraums als Schriftstellerin, öffentliche Person und Missionarin zentral waren. Dieses neue Handlungsreservoir nutzte Ramabai dafür, ihr Anliegen einer weiblichen Sozialreform erfolgreich in die amerikanische Öffentlichkeit zu vermitteln, dort personelle Netzwerke zu knüpfen und international ökonomische Ressourcen zu mobilisieren. Diese Ressourcen ermöglichten ihrer Mission politische und ökonomische

33 *Word and Work* (1909), zit. n. ebd., S. 305, Anm. 21.

34 *Ramabai, More Surprises* [1905], S. 19.

Unabhängigkeit von der britischen Kolonialregierung vor Ort und sicherten eine enge Einbindung in ein globales Netzwerk feministischer und evangelikaler Kreise. Andererseits isolierte genau dieser Charakter ihrer Institution sie weitgehend von der indischen Mehrheitsgesellschaft, was die Grenzen jener Handlungsmacht zeigt, die sie mit ihrer Mobilität gewonnen hatte.

## II. Blaise Diagne: Von der innerimperialen Mobilität zu den Grenzen der erfolgreichen Assimilation

Groß gewachsen, gut aussehend, elegant gekleidet, weltläufig auftretend: So schilderten Zeitgenossen im Sommer 1914 den 42-jährigen Blaise Diagne, als er in seiner Heimat Senegal ankam, um eine Wahlkampagne zu starten und zum ersten schwarzafrikanischen Abgeordneten der französischen Nationalversammlung gewählt zu werden. Auf den ersten Blick verkörperte Blaise Diagne idealtypisch das Modell einer gelungenen Assimilation innerhalb des französischen Kolonialreichs und des von der Dritten Republik vertretenen Egalitätsideals. Doch seine imperiale Biographie bildete ebenso die Widersprüche eines Lebens zwischen Paris und Senegal und die Spannungen zwischen seiner indigenen Herkunft und der Kooperation mit dem Kolonialregime ab.<sup>35</sup>

1872 wurde Diagne auf Gorée, einer vor Senegal gelegenen Insel, von der aus bis zum Verbot 1848 Sklaven verschifft wurden, als Sohn von Niohar Diagne, einem Koch der Serere, und Gnagna Preira geboren, die als Dienstmädchen arbeitete.<sup>36</sup> Schon der Beginn seiner Biographie war von einer kolonialen Konstellation geprägt, als sich mit Adolphe Crespin ein wohlhabender katholischer Kreole des begabten Kindes annahm, ihn adoptierte und auf eine katholische Schule schickte. An die Bedeutung der kulturellen Assimilation durch Bildung erinnerte sich Diagne sein Leben lang, denn sie bot in seinen Augen die beste Chance, die rassistische Hierarchie zu überwinden:

„Almost fifty years ago, when I was a young boy in school on my rocky island home of Goré, some French infantry and artillery soldiers were brought to us. They were Bretons who didn't know how to read or write, and it was to us, little fellows of eight or ten years, that these soldiers were marched, two by two. And to the best of our ability, making

35 *Unser*, Intelligenza und Politik im Senegal; *Dieng*, Blaise Diagne.

36 *Johnson*, Emergence of Black Politics in Senegal, S. 154.

use of what we had learned, we wrote short letters that the soldiers wanted to send to their families.“<sup>37</sup>

Abb. 3 Blaise Diagne 1921



Auch der Beginn seiner beruflichen Laufbahn war unmittelbar mit der französischen Kolonialherrschaft verknüpft.<sup>38</sup> Er wurde zunächst Beamter im kolonialen Zolldienst, nachdem er im zweiten Anlauf die Aufnahmeprüfung bestanden hatte, und übernahm in den folgenden Jahren verschiedene Posten innerhalb des gesamten französischen Kolonialreichs. So lernte er nicht allein viel über die koloniale Finanz- und Wirtschaftspolitik, sondern erhielt wichtige Einblicke in die unterschiedlichen Verhältnisse

<sup>37</sup> Ebd., S. 155.

<sup>38</sup> Ders., *The Ascendancy of Blaise Diagne*.

zwischen Indigenen und Europäern in afrikanischen Kolonien, an Orten im Indischen Ozean und in Südamerika. Sein Weg in der Zollverwaltung führte ihn in das westafrikanische Dahomey, in den französischen Kongo und nach Gabun in Französisch-Äquatorialafrika. Von dort wurde er nach Réunion und Madagaskar im Indischen Ozean gesandt, bevor er in Französisch-Guyana, der alten französischen Kolonie in Südamerika, eingesetzt wurde.

Seine Vorgesetzten bescheinigten ihm eine deutlich überdurchschnittliche Intelligenz, aber sie bemängelten in ihren Zeugnissen auch seinen Hang zur Kritik an lokalen Verhältnissen und seine Insubordination. Der Generalsekretär von Französisch-Kongo hielt ihn für „an undisciplined fellow, with a talent for intrigue, who will never make a good agent“, und sein unmittelbarer Vorgesetzter ergänzte:

„Monsieur Diagne, the senegalese originaire, has tried to play the role of emancipator of the African race here in Congo. All of his remarks exhibit a burning hostility toward the white race. At election time certain of his compatriots in Saint-Louis yell, ‚Senegal for the Senegalese!‘ In the same way, he seeks to implant in this colony the doctrine of ‚Africa for the Africans‘.“<sup>39</sup>

Viele der Beurteilungen endeten mit dem Vermerk „Nicht mehr in diese Kolonie zurückschicken“, was auch die häufigen Postenwechsel erklärte. 1898 wurde er sogar für zwei Monate vom Dienst suspendiert. Schon sehr früh nutzte Diagne seine Erfahrungen an den unterschiedlichen Orten, um seine eigenen Handlungsspielräume auszutesten. Noch auf Madagaskar gelang es ihm, in eine Freimaurerloge aufgenommen zu werden. Von jetzt an konnte er sich auf die Protektion durch französische Logenmitglieder innerhalb der Kolonialverwaltung verlassen.

Eine Blinddarmerkrankung führte Diagne 1908 zu einem mehrmonatigen Erholungsurlaub in Frankreich, wo er seine künftige Frau Odette Villain aus Orléans kennenlernte. In dieser Zeit entwickelte er ein für seine Zukunft wichtiges persönliches Netzwerk, zu dem der französische Senator Alexandre Isaac aus Guadeloupe sowie der Abgeordnete der Nationalversammlung Gratien Candace aus Martinique gehörten. Beide waren Vertreter der historisch gesehen älteren Kolonien Frankreichs, die bereits deutlich mehr Eigenständigkeit erreicht hatten als Blaise Diagnes Heimat Senegal.

<sup>39</sup> Ders., *Emergence of Black Politics in Senegal*, S. 155-156.

1910 wurde er zunächst noch einmal nach Guyana versetzt, das als einer der abgelegensten Posten im französischen Kolonialreich galt. Einen folgenden Aufenthalt in Frankreich nutzte Diagne, um sein politisches Netzwerk nun auch nach Senegal auszuweiten. Von besonderer Bedeutung wurde dabei Francis Pouye, der im Senegal für Diagne die Chancen für eine politische Kampagne sondierte. Eine solche Kampagne für einen Sitz im Pariser Parlament bedeutete das Ende seiner bisherigen Beamtenkarriere und der damit verbundenen ökonomischen Sicherheit. Anfang 1914 spiegelte sein Selbstbewusstsein die positive Einschätzung der Handlungsspielräume als schwarzafrikanischen Politiker wieder.

Auf der einen Seite ließen ihn seine Biographie, sein bisheriger Bildungs- und Karriereweg als französischer Beamter, seine Erfahrungen auf den Stationen in Afrika, im Indischen Ozean, in Südamerika und zumal in Paris als einen Repräsentanten des Senegals erscheinen, der mit den Vertretern der französischen Kolonialmacht auf Augenhöhe verhandeln konnte. Den Zeitgenossen erschien er als Verkörperung einer gelungenen kulturellen und sprachlichen Assimilation, die unvereinbar mit rassistischer Diskriminierung war. So avancierte Diagne schnell zu einer positiven Identifikationsfigur der jungen Westafrikaner und zumal der Jeunes Sénégalais. Andererseits hatte Diagne, als er Anfang 1914 in seine Heimat zurückkehrte, den Senegal über 20 Jahre lang nicht mehr persönlich erlebt und sich von den Wurzeln seiner Heimat entfernt.<sup>40</sup>

Seine Wahlkampagne bediente sich moderner Methoden: mit öffentlichen Ansprachen, zumeist in der indigenen Landessprache Wolof, mit Plakaten und einer bewussten inhaltlichen Zuspitzung. Einerseits prangerte er die rassistische Diskriminierung der Behörden an, andererseits verwies er auf seine persönlichen Verbindungen zu Frankreich. Geschickt nutzte er seine imperiale Biographie als Vorteil, indem er die Forderung nach Gleichberechtigung aller Afrikaner und die Kopplung von Wahlrecht und Staatsbürgerschaft mit Beispielen aus verschiedenen kolonialen Gesellschaften versah – hier wurde die eigene Erfahrung zur politischen Handlungsmacht. Im März sprach er vor etwa 800 Einheimischen und etwa 30 Europäern und erinnerte die Menge daran, dass es für einen Schwarzen noch vor zehn Jahren unmöglich gewesen sei, eine solche Rede zu halten: „But today, reason and progress have changed that. One of your own people does not fear, despite the opposition, to ask you to help him become your representative so that he can help you with your grievances“. Vehement

40 Ders., *Lobbies and Pressure Groups in Colonial Senegal*.

ment kritisierte er die Versuche von 1912, die Rechte der „originaires“ und zumal ihre Staatsbürgerschaft zu beschneiden:

„Friends, they want to diminish our claim to French citizenship so that in another fifteen years there will be no more voters among us. From Cape Blanco to the remotest limit of our African colonies your fathers, your brothers, and yourselves have stood beside the French to conquer this vast domain. What kind of recompense is this for all the devotion we have shown toward France? [...] I ask myself, so we really belong to a democracy? We're no longer slaves. We're French citizens with the same rights as anybody else.“<sup>41</sup>

Gleichzeitig vermied Diagne einen Konfrontationskurs gegenüber der französischen Kolonialmacht. Nicht zufällig verwies er auf die hybriden Elemente seiner Biographie, nicht zuletzt durch seine Heirat mit einer Französin. Das war auch ein Versuch, die weißen Franzosen der Kolonialgesellschaft zu gewinnen: „I am black, my wife is white, and my children are mixed. What better guarantee of my interest in representing all our population?“<sup>42</sup> Der zentrale Aspekt in seiner Kampagne blieb das Staatsbürger- und daran gekoppelt das Wahlrecht der Afrikaner in den Quatre Communes: „They say you and I aren't French. I tell you that we are, that we have the same rights!“ Auf den Vorwurf seines Konkurrenten, er habe niemals in den Quatre Communes gewählt, sei deshalb überhaupt kein „originaire“ und besitze keine französische Staatsbürgerschaft, brachte Diagne wiederum seine Biographie als politisches Überzeugungskapital ein. Er sei als Katholik getauft, habe eine französische Frau geheiratet und sei seit über 22 Jahren ein loyaler Staatsbeamter, daher könne er sich mit gutem Recht als ein „citizen of the empire“ bezeichnen.<sup>43</sup>

Diagnes Wahlsieg im Sommer 1914 schien eine Zeitenwende der kolonialen Herrschaft einzuläuten.<sup>44</sup> Kaum drei Monate nach seinem Wahlsieg brach der Weltkrieg aus und veränderte die Konstellation grundlegend. Plötzlich ging es um die Rolle Westafrikas in diesem Krieg und die Rolle des neuen senegalesischen Abgeordneten zwischen seiner Heimatgesellschaft und Frankreich, zwischen der Rolle als Fürsprecher der Kolonisierten und als Teil der imperialen Elite in Paris. Von Anfang an erkannte Diagne, welche Chance der Weltkrieg bot, um die eigenen politischen Ziele

41 Ders., *Emergence of Black Politics in Senegal*, S. 162-163.

42 Ebd., S. 164.

43 Ebd., S. 168.

44 Riesz, Léopold Sédar Senghor, S. 57; Johnson, *Emergence of Black Politics in Senegal*, S. 174.

zu erreichen. Schon am 2. August sandte er seinem Vertrauensmann Galandou Diouf ein Telegramm mit entsprechenden Anweisungen nach Dakar:

„Im Lichte der aktuellen Ereignisse wende ich mich an Sie mit der Bitte, dass Sie die Verwaltung ersuchen, uns zu erlauben, unser Land zu verteidigen, und dass wir für die Dauer des Krieges in die im Senegal stationierten französischen Militäreinheiten integriert werden [...] Unser Volk hat das uneingeschränkte Recht und die Pflichten als Staatsbürger; erst recht nach meiner Wahl.“<sup>45</sup>

Diagne konzentrierte sich auf die patriotische Kriegsteilnahme der Senegalesen als Ausweis ihrer Zugehörigkeit als Staatsbürger und berief sich dazu explizit auf das Prinzip der Volkssouveränität. Den Loyalitätserweis im Krieg, da war er sicher, würde man künftig nutzen können, um den eigenen Status innerhalb des französischen Kolonialreichs aufzuwerten. Es ging hier nicht um aggressive Kolonialkritik oder gar einen vom Krieg ausgehenden Impuls zur Dekolonisierung, sondern um Machtzugewinn innerhalb eines reformierten Kolonialregimes.<sup>46</sup>

Konkret forderte Diagne das volle Bürgerrecht für die Bewohner der Quatre Communes als Bedingung für ihre Kriegsteilnahme. Diese Forderung stammte bereits aus seinem Wahlkampf. 1915 vertrat er sie auf einer Reise im Senegal und als Abgeordneter der Nationalversammlung. In Paris begriff er, dass die politische Führung Frankreichs mit einem unabsehbar langen Krieg rechnete, in dem Frankreich extrem hohe Verluste kompensieren musste. Das Ergebnis war das Gesetz vom 19. Oktober 1915, das die Bewohner der Quatre Communes im Gegenzug zur Gewährung voller und gegenüber den Franzosen gleicher Staatsbürgerrechte zum Wehrdienst einzog. Ein Folgegesetz vom 29. September 1916 definierte schließlich präzise: „Die in den Quatre Communes geborenen Einwohner des Senegal und ihre Abkömmlinge sind französische Staatsbürger und unterliegen der allgemeinen Wehrpflicht.“<sup>47</sup> Durch die Kriegsteilnahme erhöhte sich die Zahl der Wahlbürger im Senegal um 50 Prozent. Was in Paris als kriegsnotwendige Konzession gelten mochte, wurde von der französischen Kolonialverwaltung vor Ort allerdings kritisch gesehen. Ihre Beamten monierten die wachsende Zahl von indigenen Wahlbürgern und die zunehmende Kluft zwischen den Statusgruppen der Einwohner („habitants“) und der

45 Riesz, Léopold Sédar Senghor, S. 67.

46 Ebd.

47 Ebd., S. 68.

Eingeborenen („indigènes“). Dahinter stand die Angst, dass die indigenen Afrikaner die Selbstverwaltung faktisch selbst übernehmen könnten. Allerdings traten die Konsequenzen dieser Entscheidungen angesichts der Kriegsbedingungen und der dadurch verschobenen Wahlen nicht sofort zutage.<sup>48</sup>

Diagnes wichtigste Rolle im Krieg entwickelte sich 1917 vor dem Hintergrund der extremen Verluste in den Materialschlachten des Jahres 1916 und der Krise vom Frühjahr 1917, als es an der Westfront zu Massenmeutereien innerhalb der französischen Armee kam. Premierminister Georges Clemenceau und Kolonialminister Henry Simon intensivierten die Versuche, noch mehr Kolonialsoldaten als bislang zum Militärdienst heranzuziehen, um die Situation zu entschärfen.<sup>49</sup> Ende 1917 forderte Simon eine „intensivere Mitwirkung der afrikanischen Bevölkerung, deren Anhänglichkeit an unser Land und Treue zu unserer Fahne wir kennen, für unsere Kriegsanstrengungen“. Jetzt wurde Diagne zu ihrem zentralen Ansprechpartner, der als Vertrauensmann der Pariser Regierung im Senegal für die Rekrutierung werben sollte. Diagne selbst sah darin die Chance, den Kriegsdienst mit konkreten Forderungen für die Bewohner der Kolonie zu verknüpfen, vor allem die Reduzierung von Steuern für Familien von Kriegsteilnehmern. Für afrikanische Soldaten, die sich im Krieg auszeichneten, sollte es leichter werden, die französische Staatsbürgerschaft zu erlangen. Andere Forderungen bezogen sich auf die künftige Versorgung von Kriegsveteranen und Maßnahmen zur Hebung des Bildungsniveaus und der ärztlichen Versorgung der Bevölkerung.<sup>50</sup>

Hinter Diagnes Kampagne von 1917 standen schwierige Erfahrungen mit früheren Rekrutierungen der „Tirailleurs sénégalais“.<sup>51</sup> Ende 1915 hatte die repressive Praxis zu Widerständen, vereinzelt lokalen Revolten und vor allem zur Flucht von mehr als 50.000 jungen Männern in die britischen Nachbarkolonien geführt, wo sie nicht fürchten mussten, rekrutiert zu werden. Ende 1917 änderten die französischen Behörden daher ihre Vorgehensweise, indem sie auf einheimische Unterhändler zurückgriffen. Sie besaßen in der Regel eher das Vertrauen der indigenen Bevölkerung und konnten, so die Hoffnung, gewaltsame Repression durch eine Überzeugungsstrategie ersetzen. Der Generalgouverneur der A.O.F. Joost van Vollenhoven blieb dennoch skeptisch, weil er fürchtete, dass jede Rekrutie-

48 Ebd.

49 Michel, *Les Africains et la Grande Guerre*.

50 Echenberg, *Black Death, White Medicine*.

51 Antier-Renaud, *Les Soldats des colonies*.

zung zu Aufständen, einer erneuten Massenflucht wehrfähiger Männer und einer Destabilisierung der Lage führen werde.<sup>52</sup>

Seit Januar 1918 agierte Diagne als Generalkommissar für die Rekrutierung indigener Truppen in Westafrika und organisierte die Kampagne mit Hilfe eines regelrechten Propagandaapparats. Begleitet von einem Stellvertreter, von hohen Kolonialbeamten, 14 Offizieren, über 350 Unteroffizieren und zahlreichen einheimischen Soldaten mit ihren Orden und Auszeichnungen, legte er Wert auf eine regelrechte Inszenierung seiner Auftritte. In seinen Reden verwies Diagne auf Stolz und Selbstbewusstsein der Afrikaner, auf die vielen im Krieg erbrachten Beweise der Gleichrangigkeit und des solidarischen Patriotismus.<sup>53</sup>

Das Ende des Krieges markierte ohne Zweifel den Höhe- und Wendepunkt in der Biographie Diagnes. So setzte er sich für den führenden afro-amerikanischen Intellektuellen W.E.B. Du Bois ein, indem er den französischen Ministerpräsidenten Clemenceau gegen den ausdrücklichen Widerstand der amerikanischen Delegation auf der Pariser Friedenskonferenz von der Idee eines Panafrikanischen Kongresses in Paris überzeugen konnte. Du Bois zeigte sich beeindruckt von der scheinbar gleichberechtigten Stellung Diagnes im politischen Leben der französischen Republik.<sup>54</sup> In der Auszeichnung Diagnes mit dem Orden der französischen Ehrenlegion glaubte Du Bois das meritokratische Prinzip der französischen Kolonialherrschaft und ein Bekenntnis zur republikanischen Gleichheit zu erkennen, die ihm so in den Vereinigten Staaten undenkbar schien. Im März 1919 schrieb er in der von ihm mitherausgegebenen Zeitschrift *Crisis* voller Bewunderung: „Vive la France! ‚Mine eyes have seen‘ and they were filled with tears [...] Men of Africa! How fine a thing to be a black Frenchman in 1919 – imagine such a celebration in America!“<sup>55</sup>

Auf der einen Seite standen der Panafrikanische Kongress, der Erfolg seiner Rekrutierungskampagne und Diagnes darauf gründendes Ansehen in Paris – die ihm von Clemenceau angebotene Auszeichnung der Légion d'Honneur lehnt er mit der höflichen Begründung ab, er habe lediglich seine Pflicht getan – sowie der triumphale Empfang bei der Rückkehr nach Senegal. Tausende von Veteranen sahen in ihm nun die Garantie dafür, dass die ihnen gemachten Versprechen auch erfüllt würden. Auf der

52 Roche, L'opposition du Gouverneur Van Vollenhoven au nouveau recrutement, Histoire de la Casamance; Prévaudeau, Joost Van Vollenhoven.

53 Michel, Les Africains et la Grande Guerre; Riesz, Léopold Sédar Senghor, S. 73.

54 Dorsch, Afrikanische Diaspora.

55 De Bois, Editorial, S. 215; vgl. Füllberg-Stolberg, The Controversy over Pan-Africanism, S. 321.

anderen Seite geriet Diagne vermehrt in die Kritik. Man warf ihm vor, er habe durch seine zu weitgehende Kollaboration mit der Kolonialmacht die Interessen der Senegalesen verraten. Angesichts der enormen Opferzahlen fragte man kritisch, ob die Zugeständnisse beim Bürger- und Wahlrecht der Quatre Communes und die wenigen Reformen der Regierung das Opfer der Zehntausenden wert gewesen sei, die im Krieg gefallen waren.

Der „Diagnisme“ wurde für ganz Westafrika bis zum Tod Diagnes 1934 prägend, vor allem als Synonym für die Afrikanisierung der Kolonialverwaltung und die von ihm geprägte Formel „Assimilieren, nicht assimilieren werden“.<sup>56</sup> Doch die Wirkungsgrenzen des von ihm verkörperten Politikmodells wurden nach 1918 ebenso offenkundig: Anders als die nachfolgende Generation, die sich seit den 1930er Jahren und nach dem Zweiten Weltkrieg dezidiert als antikoloniale Unabhängigkeitsbewegung verstand, ging es ihm nach 1918 darum, die politischen Errungenschaften zu sichern.<sup>57</sup> Tatsächlich beschleunigte seine neue Partei die Ausdifferenzierung des politischen Spektrums im Senegal. Aber darin zeigte sich auch, dass Diagnes älteres Konzept, über persönliche Netzwerke einen politischen Konsens herzustellen, auslief. Waren die neuen Parteien nach dem Vorbild Diagnes noch Phänomene der städtischen Eliten, sollte es Léopold Senghor 1948 mit dem „Bloc démocratique sénégalais“ erstmals gelingen, sich auf die Landbevölkerung zu stützen.

Ebenso lief Diagnes Versuch, Anfang der 1920er Jahre nach dem Modell der Quatre communes die politische Vertretung anderer französischer Kolonien zu reformieren und Abgeordnete für alle Kolonien durchzusetzen, ins Leere. Obwohl er in Paris auf die Gefahr hinwies, dass sich die politisch unzufriedenen Kolonialgesellschaften Frankreichs der Ideologie der Bolschewiki zuwenden könnten, lehnte man seine Vorschläge in der Nationalversammlung ab. Bis zu seinem Tod 1934 wurde er immer stärker von der kolonialpolitischen Führung in Paris in den Dienst genommen, wenn nicht sogar instrumentalisiert. Über die Handlungsspielräume des Weltkrieges verfügte er jetzt nicht mehr. Überzeugt davon, dass er nur in der Kooperation mit Paris das Erreichte sichern könne, sah er sich gezwungen, selbst die Positionen französischer Koloniallobbyisten zu vertreten, um angesichts des Widerstandes vieler konservativer Kolonialeliten gegen einen Schwarzafrikaner in der Nationalversammlung und gegen das Wahlrecht der Einwohner der Quatre Communes nicht völlig isoliert zu werden. Daraus entwickelte sich sein politisches Bündnis mit den großen Handelshäu-

56 Dieng, Blaise Diagne, S. 165 u. 169; vgl. Riesz, Léopold Sédar Senghor, S. 86.

57 Chathuant, Une élite politique noire.

sern von Bordeaux, denen er versprach, für die Vertretung ihrer Interessen in Paris wie im Senegal zu kämpfen. Diese Politik aber rief die erbitterte Kritik seiner Gegner hervor. Die politische Gratwanderung Diagnes erhellte auch sein Auftritt in der 14. Sitzung der *International Labour Organization* des Völkerbundes in Genf, wo er das System der Zwangsarbeit in den Kolonien verteidigte, weil dies am ehesten den ökonomischen Interessen der Kolonialgesellschaft entspreche.<sup>58</sup> Bis zum Schluss Abgeordneter der Nationalversammlung und Bürgermeister von Dakar, starb Diagne 1934 in Frankreich. Noch an seinem Begräbnis zeigte sich ein entscheidender Grundzug seines Lebens: die Zwischenstellung und Hybridität. Denn da er Mitglied einer Freimaurerloge gewesen war, weigerten sich muslimische Geistliche, ihm ein Grab auf ihrem Friedhof in Dakar zuzuweisen, so dass er vor dem Friedhof bestattet wurde.

Diagnes hybride Biographie spielte sich zwischen der kolonialen Heimatgesellschaft des Senegal, den unterschiedlichen Stationen innerhalb des französischen Kolonialreichs und der französischen Metropole ab. Seine kritische Haltung korrespondierte mit einer sehr erfolgreichen Assimilation, als deren Konsequenz er schließlich in die politische Kolonialelite Frankreichs aufsteigen konnte – so changierte seine Tätigkeit immer wieder zwischen Kritik und Kooperation. Der Weltkrieg schuf für ihn vor diesem Hintergrund einmalige Handlungsfreiheiten, aber seine Politik entfremdete ihn zugleich von einer nachfolgenden Generation indigener politischer Führer Westafrikas. Sie setzten nicht mehr auf eine Reform der Kolonialherrschaft von innen auf der Basis von Assimilation, sondern seit den 1930er Jahren und erst recht nach 1945 auf Unabhängigkeit und Sezession. Das erklärte auch die komplizierte Beziehung Diagnes zu Léopold Senghor: Diagne war Senghors Mentor, er führte ihn in die Politik ein und half ihm beim Erwerb der französischen Staatsbürgerschaft. Aber Senghor sollte sich später niemals zu Diagne äußern, um nicht mit dessen Programm identifiziert zu werden. Hier wurden die generationelle Kluft und die nach 1930 immer kritischere Sicht auf Diagne und sein Erbe sichtbar.<sup>59</sup>

58 Johnson, *Emergence of Black Politics in Senegal*.

59 Beltin/Buddensieg, *Ein Afrikaner in Paris*, S. 32-35.

### III. Fazit

Was zeigen die beiden skizzierten Beispiele? Sie beleuchten zunächst aus der Perspektive unterschiedlicher imperialer Räume die besondere Mobilität von Akteuren, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Grenzen ihrer lokalen Heimat überwinden und daraus eine eigene Handlungsmacht entwickeln konnten, die sie im Verhältnis zur Kolonialmacht wirkungsvoll einbrachten. Die Wege der beiden Protagonisten unterschieden sich dabei und dokumentierten das breite Spektrum zwischen transimperialer und innerimperialer Mobilität als Spielarten imperialer Biographien. Im Falle Pandita Ramabais handelte es sich bereits früh um eine dezidiert globale Mobilität, die sich zwischen Indien, den Vereinigten Staaten und Asien entfaltete. Dabei kamen ihr mit der familiären Herkunft als Tochter eines Sanskrit-Gelehrten, der weltweiten Pfingstbewegung sowie der durch sie garantierten internationalen Aufmerksamkeit besondere Faktoren zugute. Konnte sie früh die Grenzen Indiens und des Britischen Empires überwinden, spiegelte die Biographie Blaise Diagnes zunächst den eindrucksvollen sozialen Aufstieg eines Afrikaners aus einfachsten Verhältnissen innerhalb des französischen Kolonialreichs wieder. Setzte Ramabai früh auf Distinktion und Differenz gegenüber dem Kolonialregime, die sich durch die von ihr global mobilisierten Ressourcen in eine Oppositionshaltung überführen ließen, verkörperte Diagne geradezu idealtypisch das Modell erfolgreicher Assimilation. Es gründete auf dem sozialen Aufstieg innerhalb der Kolonialverwaltung, dem Einsatz an unterschiedlichen Orten, auf Bildung, Heirat, politischer Protektion und Netzwerken zwischen Paris und seiner afrikanischen Heimat. In beiden Fällen traf der individuelle Lebensweg zugleich auf strukturelle Ermächtigungsmomente, die halfen, die Mobilität in konkrete Handlungsmacht zu überführen. Bei Ramabai war es vor allem die globale Pfingstbewegung, die ihr diese Möglichkeit der Vernetzung bot, während Diagne seine Handlungsspielräume durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, die wachsende Abhängigkeit Frankreichs von der Rekrutierung von Soldaten in seinen Kolonien, den globalen Moment der Pariser Friedenskonferenz und schließlich die Organisation des Panafrikanischen Kongresses im Frühjahr 1919 entscheidend vergrößern konnte.

In beiden Fällen boten die unterschiedlichen Erfahrungsräume besondere Chancen, die Ramabai wie Diagne bewusst nutzten. Das geschah durch die Bildung persönlicher transnationaler Netzwerke, durch die Mobilisierung internationaler Aufmerksamkeit und nicht zuletzt durch das Mittel des Vergleichs. Denn die Mobilität erlaubte es ihnen, die erlebte Situation ihrer Heimatgesellschaften in größere Zusammenhänge zu stellen,

die partikularen Kontexte mit universellen Vorstellungen und Idealen zu kontrastieren. Das führte, auch das zeigen beide Biographien eindrücklich, zu durchaus unterschiedlichen politischen Akzentuierungen. Bei Ramabai trat der oppositionelle Grundzug bereits früh hervor, während Diagne Assimilation ihn für die Kooperation mit den französischen Behörden während des Weltkrieges prädestinierte. Globale und innerimperiale Mobilität mussten also nicht zwangsläufig in radikale Kolonialkritik und Anti-Imperialismus münden, sondern konnten auch auf schrittweise Reformen innerhalb der bestehenden Kolonialherrschaft hin orientiert sein.

Beide Biographien erweisen allerdings auch sehr deutlich die Grenzen der individuellen Handlungsmacht. Bei Ramabai begrenzten jene von ihr so eindrucksvoll mobilisierten weltweiten Ressourcen, die ihr die Entwicklung einer unabhängigen Missionsanstalt in Indien erst ermöglichten, ihre Wirkungsmacht in der indischen Öffentlichkeit. Ihre globale Vernetzung ließ sie immer mehr zur Außenseiterin in ihrer Heimat erscheinen, die sich von den britischen Kolonialbehörden genauso weit wie von den meisten indischen Zeitgenossen entfernt hatte. Diagne wiederum geriet mit seinem Assimilationsmodell nach dem Ersten Weltkrieg an seine Grenzen. Für eine jüngere Generation von weltweit vernetzten Kolonialkritikern, die nach 1919 an der Glaubwürdigkeit der Versprechen der europäischen Kolonialmächte zweifelten, schien Diagne durch seine weitgehende Kooperation während der Rekrutierungskampagnen mit den französischen Behörden die Interessen seiner Landsleute zu verraten und zum bloßen Werkzeug einer im Kern überholten Kolonialpraxis geworden zu sein. Die nachfolgende Generation, für die Politiker wie Léopold Senghor standen, sollte vor diesem Hintergrund nicht länger auf Statusverbesserung innerhalb der Kolonialgesellschaften setzen, sondern auf formale Unabhängigkeit.

Wie verändert der hier vorgestellte Ansatz den Blick auf Empires? Er weist zunächst, wie wenig die überkommene Vorstellung von Zentrum und Peripherie die Möglichkeiten individueller Handlungsmacht durch globale und interimperiale Mobilität seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erfassen kann. Ramabai und Diagne profitierten von einer ausgesprochenen Multipolarität, einem Polyzentrismus ihrer Welt, vom Vergleich zwischen vielen unterschiedlichen Erfahrungsräumen, von Infrastrukturen, welche die Grenzen der Empires überwandern. Ihr konkretes Handeln verknüpfte die verschiedenen Orte miteinander und erzeugte daraus zunächst eine kommunikative, aber auch politische Ermächtigungswirkung in der Öffentlichkeit, sei es in Indien, Nordamerika oder Asien, in Paris oder im Senegal.

Noch in einer weiteren Hinsicht erlaubt der Blick auf diese besondere Mobilität von Akteuren eine wichtige Neuakzentuierung der Empire-Forschung. Sie ist mit dem Konzept der Territorialität verknüpft. Danach war die Entwicklung von Großreichen, etwa des frühen Britischen Empire, zunächst nicht allein auf Territorialbesitz gegründet, sondern stärker auf der Geltung wirtschaftlicher und rechtlicher Ordnungsmodelle.<sup>60</sup> So kam der Royal Navy in der Frühphase des Britischen Empire eine besondere Bedeutung zu, symbolisierte sie doch nicht nur militärische Überlegenheit im engeren Sinne, sondern auch die Durchsetzung imperialer Normen durch eine maritime Ordnungspolitik.<sup>61</sup> Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts veränderte sich diese Konstellation grundlegend, als das an territorialen Gebietsbesitz gebundene Kriterium ethnischer Zugehörigkeit stärker an Bedeutung gewann. Zum Modell wurde jetzt das nationalstaatliche Ideal von Territorialität, das auf einen Raum abhob, der durch feste Grenzen und andere Markierungen nach außen abgegrenzt, nach innen erschlossen, möglichst homogen und kontrollierbar sein sollte.<sup>62</sup> Die Herrschaft über ein bestimmtes Territorium, als Basis rechtlicher und politischer Entscheidungen, als Erfahrungsraum für Selbst- und Feindbilder und national bestimmte Loyalität trat in den Vordergrund. So wurde Territorialität seit den 1860er Jahren entscheidend, um die Leistungsfähigkeit und die Legitimation von Staaten und Reichen zu messen. Die Tradition informeller Empire-Strukturen trat zugunsten einer Formalisierung kolonialer Herrschaft zurück.<sup>63</sup>

Die hier vorgestellte Perspektive relativiert diesen starken Fokus auf die Territorialität als Epochensignatur. Sie verdeutlicht an den Lebenswegen und Wirkungsradien konkreter Akteure, in welchem Ausmaß transterritoriale Mobilität, informelle Kommunikationskanäle, persönliche Netzwerke und der bewusst instrumentalisierte Vergleich zwischen Erfahrungsräumen die territorial bestimmten Grenzen der Empires fluide werden ließen. Doch handelte es sich dabei nicht einfach um die Rückkehr informeller Empire-Strukturen wie in der Frühphase vor 1800. Denn die Voraussetzung für die besondere Handlungsmacht der hier vorgestellten Akteure, für ihre Mobilität und deren Übersetzung in politisches Wirken, lag in der Entstehung und möglichen Verflechtung von vielen Zentren der einen Welt.

60 Vgl. Osterhammel, Die Verwandlung der Welt, S. 658-662.

61 Angster, Erdbeeren und Piraten, S. 283-294.

62 Maier, Consigning the Twentieth Century to History; ders., Leviathan 2.0.

63 Ders., Consigning the Twentieth Century to History; ders., Transformation of Territoriality.

## Literatur

- Anagol*, Padma: Feminist Inheritances and Foremothers: The Beginnings of Feminism in Modern India, in: *Women's History Review*, 19(4), 2010, S. 523-546.
- Angster*, Julia: Erdbeeren und Piraten. Die Royal Navy und die Ordnung der Welt 1770-1860, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012.
- Antier-Renaud*, Chantal: Les Soldats des colonies dans la Première Guerre mondiale, Rennes: Ouest-France 2008.
- Ballantyne*, Tony: The Changing Shape of the Modern British Empire and its Historiography, in: *The Historical Journal*, 53(2), 2010, S. 429-452.
- Ders./Burton*, Antoinette: Imperien und Globalität, in: Akira Iriye u. Jürgen Osterhammel (Hrsg.): *Geschichte der Welt 1870-1940. Weltmärkte und Weltkriege*, München: C.H. Beck 2012, S. 287-433.
- Belting*, Hans/*Buddensieg*, Andrea: Ein Afrikaner in Paris. Léopold Sédar Senghor und die Zukunft der Moderne, München: C.H. Beck 2018.
- Beverley*, Eric Lewis: Hyderabad, British India and the World. Muslim Networks and Minor Sovereignty, c. 1850-1950, Cambridge: Cambridge UP 2015.
- Buchen*, Tim/*Rolf*, Malte (Hrsg.): Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850-1918), Berlin: De Gruyter Oldenbourg 2015.
- Burton*, Antoinette: „Restless desire“. Pandita Ramabai at Cheltenham and Wantage, 1883-1886, in: *dies.*: *At the Heart of the Empire. Indians and the Colonial Encounter in Late Victorian Britain*, Berkeley: California UP 1998, S. 72-109.
- Dies.*: Burdens of history. British Feminists, Indian Women, and Imperial Culture, 1865 - 1915, Chapel Hill: North Carolina UP 1994.
- Chathuant*, Dominique: L'émergence d'une élite politique noire dans la France du premier 20e siècle?, in: *Vingtième Siècle. Revue d'histoire*, 101(1), 2009, S. 133-148.
- Davies*, Natalie Zemon: Decentering History. Local Stories and Cultural Crossings in a global world, in: *History and Theory*, 50(2), 2011, S. 188-202.
- Deacon*, Desley/*Russell*, Penny/*Woollacott*, Angela (Hrsg.): *Transnational Lives. Biographies of Global Modernity, 1700 – present*, Basingstoke: Palgrave Macmillan 2010.
- Dieng*, Amady Aly: Blaise Diagne, député noir de l'Afrique, Paris: Editions Chaka 1990.
- Dorsch*, Hauke: Afrikanische Diaspora und Black Atlantic: Einführung in Geschichte und aktuelle Diskussion, Münster: LIT 2000.
- Du Bois*, W.E.B.: Editorial, in: *The Crisis*, 17(5), 1919, S. 215-217.
- Echenberg*, Myron J.: Black Death, White Medicine: Bubonic plague and the Politics of Public Health in Colonial Senegal, Portsmouth/NH: Heinemann 2002.
- Füllberg-Stolberg*, Katjy: The Controversy over Pan-Africanism as an Idea and Political Movement in the First World War Period, in: Helmut Bley u. Anorthe Kremers (Hrsg.): *The World during the First World War*, Essen: Klartext 2014, S. 315-328.
- Goebel*, Michael: Anti-imperial Metropolis. Interwar Paris and the Seeds of the Third World Nationalism, Cambridge: Cambridge UP 2016.
- Gosh*, Durba: Another Set of Imperial Turns? in: *American Historical Review*, 117(3), 2012, S. 772-793.
- von Hirschhausen*, Ulrike: International Architecture as a Tool of National Emancipation: Nguyen Cao Luyen in French Colonial Hanoi, 1920-1940, in: *Hungarian Historical Review*, 7(2), 2018, S. 191-207.
- Dies.*: A New Imperial History? Programm, Potenzial, Perspektiven, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 41(4), 2015, S. 718-757.
- Johnson*, G. Wesley: Lobbies and Pressure Groups in Colonial Senegal during the Time of Blaise Diagne, in: *Proceedings of the Western Society for French History*, 4, 1976, S. 411-418.
- Ders.*: The Emergence of Black Politics in Senegal. The Struggle for Power in the Four Communes, 1900-1920, Stanford: Stanford UP 1971.
- Ders.*: The Ascendancy of Blaise Diagne and the Beginning of African Politics in Senegal, in: *Africa*, 36(3), 1966, S. 235-252.
- Kosambi*, Meera: Pandita Ramabai. Life and landmark writings, London: Routledge 2016.
- Dies.*: Multiple contestations: Pandita Ramabai's educational and missionary activities in late 19<sup>th</sup> century India and abroad, in: *Women's History Review*, 7(2), 1998, S. 193-208.
- Dies.*: Indian Response to Christianity, Church and Colonialism: Case of Pandita Ramabi, in: *Economic and Political Weekly*, 27(43/44), 1992, S. WS61-WS71.
- Dies.*: Women, Emancipation and Equality: Pandita Ramabai's Contribution to Women's Cause, in: *Economic and Political Weekly*, 23(44), 1988, S. WS38-WS49.
- Lambert*, David/*Lester*, Alan: Colonial Lives across the British Empire: Imperial Career in the long 19th Century, Cambridge: Cambridge UP 2008.
- Maiier*, Charles S.: Leviathan 2.0. Die Erfindung moderner Staatlichkeit, in: Akira Iriye u. Jürgen Osterhammel (Hrsg.): *Geschichte der Welt. 1870-1945: Weltmärkte und Weltkriege*, München: C.H. Beck 2012, S. 33-286.
- Ders.*: Transformation of Territoriality 1600-2000, in: Gunilla Budde, Sebastian Conrad u. Oliver Janz (Hrsg.): *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, S. 32-55.
- Ders.*: Consigning the Twentieth Century to History. Alternative Narratives for the Modern Era, in: *American Historical Review*, 105(3), 2000, S. 807-831.
- Michel*, Marc: Les Africains et la Grande Guerre: l'appel à l'Afrique, 1914-1918, Paris: Karthala 2003.
- Ninkovich*, Frank: The United States and Imperialism, Malden: Blackwell 2001.

- Osterhammel, Jürgen*: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München: C.H. Beck 2009.
- Prévaudeau, Albert*: Joost Van Vollenhoven, 1877-1918, Paris: Larose 1953.
- Ramabai, Pandita*: To the Friends of Mukti School and Mission, 1900, in: Meera Kosambi: Pandita Ramabai. Life and landmark writings, London: Routledge 2016, Selection 6, S. 234-248.
- Dies.*: Testimony of our inexhaustible Treasure, in: Meera Kosambi: Pandita Ramabai. Life and Landmark Writings, London: Routledge 2016, Selection 7 S. 263-286.
- Dies.*: The High Caste Hindu Woman, Philadelphia: Press of the J. B. Rodgers Print. Co. 1888.
- Dies.*: „Stree Dharma Neeti“, in: dies.: Pandita Ramabai. Life and Landmark Writings, London: Routledge 2016, S. 38-79.
- Dies.* (Hrsg.): Pandita Ramabai's American Encounter. The Peoples of the United States (1889), Bloomington: Indiana UP 2003.
- Riesz, János*: Léopold Sédar Senghor und der afrikanische Aufbruch im 20. Jahrhundert, Wuppertal: Peter Hammer 2006.
- Roche, Christian*: Histoire de la Casamance. Conquête et résistance: 1850-1920, Paris: Karthala 1985.
- Rolf, Malte* (Hrsg.): Imperiale Biographien, in: Geschichte und Gesellschaft 40(1), 2014.
- Shah, A.B.* (Hrsg.): The Letters and Correspondence of Pandita Ramabai, Bombay: Maharashtra State Board for Literature and Culture 1977.
- Shetty, Parinitha*: Christianity, Reform, and the Reconstitution of Gender: The Case of Pandiat Mary Ramabai, in: Journal of Feminist Studies in Religion, 28(1), 2012, S. 25-41.
- Suarsana, Yan*: Pandita Ramabai und die Erfindung der Pfingstbewegung. Postkoloniale Religionsgeschichtsschreibung am Beispiel des „Mukti Revival“, Wiesbaden: Harrassowitz 2013.
- Unser, Günther*: Intelligenzia und Politik im Senegal. Von den Anfängen bis zur Unabhängigkeit im Jahre 1960. Dissertation, Aachen 1971.
- Watts, Carey A./Mann, Michael* (Hrsg.): Civilizing Missions in Colonial and Post-colonial South Asia. From Improvement to Development, London: Anthem Press 2011.